

# Auswärtssiege, Sittenbilder, Bilderbögen

Von Daniela Strigl

**Ein Streifzug durch Österreichs Literaturszene der Gegenwart: über die Erfolgswelle der österreichischen Autorinnen und Autoren, die Lust am Erzählen und die Liebe zur Sprache.**

Der im Jahr 2005 in Frankfurt zum ersten Mal vergebene Deutsche Buchpreis bescherte der österreichischen Literatur gleich einen Auswärtssieg: Arno Geigers Familiensaga „Es geht uns gut“ kassierte Preis und Ruhm. Und ins Finale waren auch noch Friederike Mayröcker und Daniel Kehlmann vorgestoßen. 2006 hat mit Katharina Hacker („Die Habenichtse“) eine deutsche Autorin den Buchpreis gewonnen. Auffällig war, dass die Shortlist keinen einzigen österreichischen Namen aufwies, obwohl sich in der Vorauswahl noch fünf gefunden hatten.

## Österreichische Erfolgswelle

Man hätte es verstehen können, hätten die Literaturfunktionäre Deutschlands sich hier der österreichischen Erfolgswelle entgegengestemmt. Vom Essaypreis der Leipziger Buchmesse 2006 für Franz Schuh bis zum aus politischen Gründen dann doch nicht verliehenen Heinrich-Heine-Preis für Peter Handke zeigte sich allenthalben austriakische Vorherrschaft. Die deutschen Reaktionen schwankten zwischen Denunziation und umstandsloser Eingemeindung. Was von der Welt allzu groß wahrgenommen wird, muss vom Feuilleton auf Gartenzwerghaß gestutzt werden: Als Elfriede Jelinek 2004 den Nobelpreis erhielt, beeilte sich Iris Radisch sie in der „Zeit“ zur „Regionalschriftstellerin“ herabzustufen. Kein großer Unterschied, so gesehen, zwischen Hamburg und Mürzzuschlag, dem Geburtsort Jelineks, titelte die steirische Ausgabe der „Kronen Zeitung“ doch damals „Obersteirerin gewinnt Literaturnobelpreis“. Die höchste internationale Anerkennung für Österreichs schwierigste Schriftstellerin kam zu einem Zeitpunkt, als man

in Deutschland längst genug hatte von der rot-weiß-roten Selbstbespiegelung im Lichte einer düsteren Vergangenheit. Bei Thomas Bernhard waren offenbar regionale Gewandung und weltliterarische Geltung noch unter einen Lodenhut zu bringen. Inzwischen aber reagierten deutsche Kritiker und erst recht Kritikerinnen zunehmend gereizt auf den Export nationaler Bauchschmerzen in das mit den eigenen Kreislaufproblemen beschäftigte Nachbarland. Überhaupt hatte man keine Lust mehr, sich mit einer Literatur anzustrengen, die für ihr erotisch-spielerisches Verhältnis zur Sprache berüchtigt war. All diese Träger des Georg-Büchner-Preises, der höchsten Auszeichnung für deutschsprachige Autoren, Albert Drach und H. C. Artmann, Ernst Jandl und Friederike Mayröcker und eben Jelinek hatten ja ihre liebe Not mit dem Simplen, auch mit dem simplen Erzählen.

Dennoch schlägt das deutsche Feuilleton die erfolgreichen österreichischen Autoren wie Daniel Kehlmann, Arno

Geiger und Thomas Glavinic, die

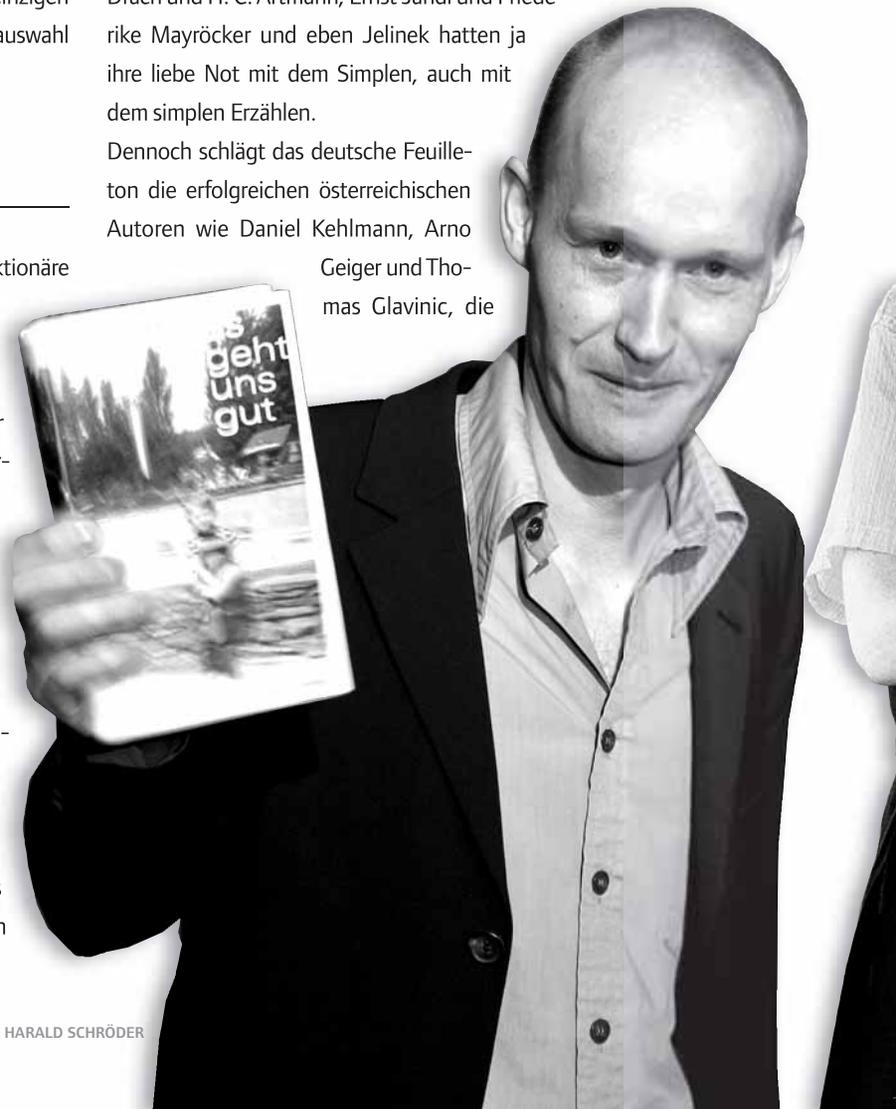


FOTO: HARALD SCHRÖDER

sich in den letzten Jahren von Erzählboykott, literarischer Trauerarbeit und kollektiver Selbstzerfleischung mehr oder minder programmatisch verabschiedet haben, gern dem neuen deutschen Erzählwunder zu – wobei der in Wien lebende Kehlmann als Doppelstaatsbürger zu Doppelverwertung einlädt. Er hat mit dem Roman „Die Vermessung der Welt“ das meistverkaufte Buch der letzten Jahre veröffentlicht. Die nicht minder ambitionierten und nicht minder begabten Autorinnen hat man dagegen noch nicht wirklich bemerkt.

## Keine „Frauenliteratur“

Bettina Baläka zum Beispiel legte mit dem Roman „Eisflüstern“ ein Buch vor, das man, wäre militärische Metaphorik hier nicht anrühlich, getrost einen Volltreffer nennen könnte: Die Geschichte eines Kriegsheimkehrers verknüpft Zeitgeschehen, psychologische Studie und Krimihandlung auf verblüffend souveräne Weise. Wenn man heute nach weißen

Flecken im Geschichtsbild des Landes sucht, dann findet man sie nicht um 1938, sondern um 1918. Es gibt in der gegenwärtigen österreichischen Literatur wenige Texte, die sich ernsthaft mit der Zäsur des Ersten Weltkriegs, dem Zusammenbruch der k.u.k. Monarchie und dem Leben in der neuen Republik beschäftigen. Dies ist alles andere als „Frauenliteratur“, in des Wortes einschränkender Bedeutung. Männlich sind hier nicht nur die bevorzugten Erzählperspektiven, „männlich“ im Sinne herkömmlicher

### „Die nicht minder ambitionierten und begabten Autorinnen hat man noch nicht wirklich bemerkt“

cher Zuschreibungen ist auch die Autorposition. In „Eisflüstern“ nimmt Baläka sich ein Stück österreichischer Weltgeschichte vor, ohne Zögern und Zimperlichkeit, und richtet es sich nach Bedarf zu. Krankheit nicht als Schuld, sondern als Schicksal, das jeden und jede treffen kann – davon handelt der raffiniert gebaute und sprachlich beeindruckende Roman „Über Nacht“ der in Wien lebenden Südtirolerin Sabine Gruber. Es ist die Geschichte zweier Frauen, die nur scheinbar nichts miteinander zu tun haben; die eine lebt in Wien und bekommt nach jahrelangem Warten eine Niere gespendet, die andere lebt in Rom als Altenpflegerin, und ihr kommt ihr Gatte abhanden: Er betrügt sie – mit einem Mann.

Ein Gigolo wie der Ich-Erzähler in Lilian Faschingers Roman „Stadt der Verlierer“ lebt hingegen davon, dass er seine sexuellen Beziehungen als rein geschäftliche definiert. Kommt ihm die Liebe in die Quere, verheißt das nichts Gutes. Nicht zuletzt weil Lilian Faschinger

sich längst einen Namen als Spezialistin für die literarische Vermählung von Leidenschaft und Verbrechen gemacht hat. Die „Stadt der Verlierer“ ist natürlich

Wien. Faschinger gestattet sich und ihren Lesern das Vergnügen, sich in einen kotzengroben, sexistischen Menschenfeind zu versenken und die Stadt der Walzer- und Heurigeneligkeit mit seinen Augen zu sehen.

Wenig spektakulär kommt das Böse in Olga Flors „Talschluss“ daher. Vor mehr als vierzig Jahren hat die Österreicherin Marlen Haushofer mit ihrem Roman „Die Wand“ gezeigt, wie man eine weibliche Robinsonade als Parabel der Existenz ebenso wie als Gegenentwurf zu den Werten der Wiederaufbauzeit erzählen kann. Auch „Talschluss“ steckt den Claim in der Einsicht ab: Hier ist es eine Familie, die auf der Alm eine Auszeit vom Stadtleben nimmt, um einen Geburtstag zu feiern. Es passiert zwar keine Katastrophe, aber es bricht eine Rinderkrankheit aus und lässt die Protagonisten im Talschluss festsitzen. Ins Gewand eines psychologisch fein gewirkten Familienromans hat die studierte Physikerin Flor eine radikale Kritik unserer Warenwelt gekleidet, die sie in ihrem folgenden Supermarktroman „Kollateralschaden“ virtuos variiert. In „Talschluss“ konzentriert sie sich auf den inneren Zerfall einer Familie, und das ist beklemmend genug. Der Talschluss wird zur Sackgasse, in die sich eine Gesellschaft begeben hat, die die „Seele“ für ein entbehrliches Requisite verfloßener Zeiten hält.

In Angelika Reitzers beklemmendem Roman „unter uns“ vollzieht sich die Auflösung der familiären Bande ganz offen; die lose freund-

► Es geht uns gut: Österreichische AutorInnen auf Erfolgskurs



FOTO: KARIN ROCHOLL

schaftlichen Beziehungen der Menschen um die vierzig in prekären Arbeitsverhältnissen taugen nicht als Ersatz. Wie Olga Flor stellt Reitzer mit Akribie unsere Sprache bloß, die dazu dient, das Haarsträubende zu verschleiern.

## Schreiben übers Schreiben

Auffällig ist wohl die Konjunktur, die Schriftstellerromane in den letzten Jahren in der österreichischen Literatur haben. Im Allgemeinen gelten sie als langweilig, weil ihre Helden den Mangel an äußeren Abenteuern durch ein reich ausgestattetes Seelenleben kompensieren. Am meisten gefürchtet sind wohl jene Schriftstellerromane, die von einer Schreibkrise handeln. Umso erstaunlicher, dass Margit Schreiners letzter Roman so unterhaltsam ist, denn „Haus, Friedens, Bruch“ erzählt vom Schreib- und Existenzproblem einer Autorin, die als alleinerziehende Mutter einer pubertierenden Tochter in Linz lebt.

Wie kaum jemand beherrscht Schreiner die Kunst, das ganz Schwere mit dem Leichten zu verquicken, es mit einem Dreh ins Sarkastische zu schärfen und zugleich zu entschärfen. Zum Beispiel die Schreibhemmung, die einer Schriftstellerin naturgemäß an die Nieren geht. Das Versagen am Schreibtisch führt ihr unbarmherzig die Konkurrenz vor Augen, schließlich muss sie „Tag für Tag gegen dreihundertdreißigtausend Neuerscheinungen pro Jahr anschreiben“. So liest sie in den Literaturbeilagen „mit Entsetzen“ von den neuen Werken der Kollegen und nimmt mit all den „Kunsthandwerksbüchern“ das jüngste österreichische Erzählwunder (wie gesagt: ein männliches) aufs Korn: „Und die Jungs featuren sich noch gegenseitig! Da lobt der eine den anderen wer weiß wie über den grünen Klee, und jeder Insider weiß, dass die beiden beste Freunde sind.“

Ihren größten Erfolg hatte Margit Schreiner mit der Suada eines von seiner Frau verlassenen Mannes: mit dem Roman „Haus, Frauen, Sex“. Der Schriftsteller, resümiert die Ich-Erzählerin da, sei von Natur aus ein „wehleidiges Wesen“, doch er „wird zum Helden, wenn er schreibt. Weil dann macht er sich ran an all den Mist, den die anderen verschweigen, aus Angst, sich selbst preiszugeben.“

Von solcher Angst ist Thomas Glavinic gewiss frei – auch er hat mit „Das bin doch ich“ einen selbstbezogenen, ja exhibitionistischen Roman geschrieben. Dass Schriftsteller über die Höhen und Tiefen

des Schriftstellerdaseins schreiben, ist indessen nichts Neues, höchstens dass sie es so unverhüllt autobiographisch und selbstironisch tun. Eines aber ist „Das bin doch ich“ sicher nicht: ein Schlüsselroman des Literaturbetriebs. Man braucht nämlich keinen Schlüssel, weil die Protagonisten entweder ihre eigenen Namen tragen oder nur spaßeshalber verfremdete. Wer immer hier nicht vorkommt, darf das als Auszeichnung betrachten: Fast alle Auftretenden werden mit einer gehörigen Portion Spott bedacht. Allerdings betreibt Glavinic eine noch rücksichtlosere Demontage an der eigenen Person. Gleich das erste Kapitel beginnt mit einer buchstäblichen Selbstentblößung: Der Held namens Thomas Glavinic zeigt sich nackt unter der Dusche, wo er wie stets den Blick auf

seine Genitalien vermeidet, da er Angst hat, etwaige Schwellungen könnten auf Hodenkrebs hindeuten. Er spricht große Dichter-Wahrheiten gelassen aus: „Wer meine Bücher ablehnt, ist des Teufels.“ Er vergleicht sich ständig mit Freund Daniel (Kehlmann), der viel mehr Bücher verkauft und ihn darüber auch noch zartfühlend per

SMS auf dem Laufenden hält. Auf jeden Fall trinkt Thomas Glavinic zu viel, obwohl er sich eigentlich für einen „Anlasstrinker“ hält, aber Anlässe gibt es in diesem Milieu genug – ein erschreckenderes, aber auch ein witzigeres Sittenbild der Wiener Kulturszene ist kaum vorstellbar.

## Thomas Glavinic in „Das bin doch ich“: „Wer meine Bücher ablehnt, ist des Teufels“

## Große Romane

Hohe Wellen hat das lang erwartete Opus Magnum des Vorarlbergers Michael Köhlmeier geschlagen. Die Hauptlast an durchlebter Geschichte hat in „Abendland“ Carl Jacob Candoris zu tragen: Die fiktive Figur, ein angesehener Universitätsprofessor, wird von ihrem Autor an die Brennpunkte des historischen Geschehens geschickt – oder, wie Köhlmeier wohl klarstellen würde, sie lockt ihn ebendort hin. Candoris bewegt sich im Göttingen der Zwanziger- und im Moskau wie im Amerika der Dreißigerjahre, er wirkt im Nazi-Berlin als Spion in englischen Diensten, er verfolgt als Insider den Nürnberger Prozess. Aber auch sein Patenkind Sebastian Lukasser, der Schriftsteller, der von ihm gleichsam zum Biographieschreiben abkommandiert wird, kommt ganz schön herum: Geboren und aufgewachsen in Wien, Schulzeit in Innsbruck, Lissabon, Vorarlberg, Studium in Frankfurt, zur Zeit der Studentenbewegung, Lehrjahre in New York und North Dakota. Gerahmt wird das Ganze von

Sebastians Besuch bei dem sehr alten Herrn in dessen Villa hoch über Innsbruck: „Abendland“ ist auch der Schauplatz eines Lebensabends. Wo immer man hingreift, bekommt man den Zipfel einer Geschichte zu fassen und mit ihr gleich einen ganzen Erzählstrang, der den nächsten nach sich zieht. Das Lesevergnügen überwiegt und hilft über gelegentliche Durststrecken (775 Seiten!) hinweg.

Der Aufwind für eine Literatur, die unter der Flagge eines lustvollen Erzählens segelt, soll nicht vergessen machen, dass auch die Tradition des sprachbewussten, ja sprachverliebten Schreibens nach wie vor lebendig ist: im Werk Peter Handkes etwa, der mit dem poetischen Reisebericht „Die Morawische Nacht“ die selbstkritische Bilanz einer Schreibexistenz gezogen hat. Aber auch in den Büchern einiger hochbegabter Jüngerer wie Andrea Winkler, Andrea Grill, Jula Rabinowich, Anna Kim oder dem aus Brünn gebürtigen Michael Stavaric.

Kohlmeiers Landsmann Arno Geiger, der sich in den letzten Jahren als eine der wichtigsten Stimmen der österreichischen Literatur profiliert hat, kommt aus ebendieser Schule eines quasi erotischen Verhältnisses zur Sprache. Hat er in seinen frühen Büchern gezeigt, was er alles kann, so nimmt er sich in seinem großen Roman weise zurück. „Es geht uns gut“ ist der in Österreich heimlich ersehnte Roman der Zweiten Republik und zugleich die Geschichte einer Familie. Der Titel trifft das kollektive rot-weiß-rote Lebensgefühl, die satte Behaglichkeit der Wirtschaftswunderknaben, zugleich kommentiert er ironisch das gar nicht so tolle Befinden der hier porträtierten Familienmitglieder.

Ihren Ausgang nimmt die Geschichte von der Erbschaft eines eingefleischten Familienmuffels, dem seine Großmutter wie zum Hohn die Villa im Wiener Nobelbezirk vermachte hat. Ein Außenseiter wird mit seiner Kindheit, mit den Toten und der Nazizeit konfrontiert: Die Konstellation ist nicht neu, man denke an Thomas Bernhards „Auslöschung“. Neu ist, was Arno Geiger daraus macht: einen souverän schmucklosen, atmosphärisch intensiven Bilderbogen, in dem Politik und Zeitgeist unaufdringlich mit in den Blickwinkel des Privaten geraten. Aus der Masse an Zeit zwischen 1938, dem Jahr des Anschlusses, und 2001 präpariert der Erzähler, chronologisch vor- und zurückspringend, 21 Tage heraus. Das Schlaglicht, das auf sie fällt, erhellt, aus jeweils wechselnden Perspektiven, auch die Gemütslage der familiären Akteure.

Noch einen Schritt weiter von der Fixierung auf Politisches entfernt sich der junge Grazer Autor Clemens J. Setz mit seinem aufsehenerregenden, in kühnen Sprachbildern schwelgenden Familienroman

„Die Frequenzen“, einem in jeder Hinsicht gewaltigen Opus über zwei unter und an ihren Vätern leidende Jugendfreunde, deren Wege sich nach Jahren wieder kreuzen. Das Buch entwirft eine noch um einiges düstere Welt als Glavinics Wunsch-Angst-Phantasia „Das Leben der Wünsche“. Setz erhielt dafür den Bremer Literaturpreis 2010. Heuer ging der angesehene Preis wieder an Österreich: an Friederike Mayröcker für ihr unerhört jugendliches und zugleich tieftrauriges Buch „ich bin in der anstalt. fusznoten zu einem nichtgeschriebenen werk“.

## Privatroman im Netz

Die ungewöhnlichste Veröffentlichung der letzten Zeit stammt aber von Elfriede Jelinek: Sie hat ihr neuestes „Buch“ im Internet publiziert, ein formales Experiment, aber auch ein Schritt der Demokratisierung von Literatur, am Verlagswesen vorbei: „Neid. Privatroman“ verhandelt nach „Lust“ und „Gier“ die nächste der sieben Todsünden – und verrät mehr von der Privatperson Jelinek als die meisten früheren Texte. „Neid“ führt uns und die in Scheidung begriffene Geigenlehrerin Brigitte K. in eine fast verlassene steirische Goldgräberstadt: Politisch ist der Bezirk immer noch rot, wirtschaftlich ist er tot. Es geht um das Überleben des Menschen in der arbeitslosen Zeit, auch der Erzberg wird abgebaut, anders als früher, aber ausgedient hat er nicht, ein Schaubergwerk ist geplant. Selbst Tote versprechen Profit, und „Gestorben wird immer“ – Jelinek sieht offenkundig „Six Feet Under“. Ein Facelifting zur Fremdenverkehrsmustergemeinde soll

helfen, die Jugend im toten Winkel soll sich aber auch eines Todesmarsches im Jahr 1945 erinnern, würdig, versteht sich. Die Autorin „E.J.“ führt hier einen Dialog mit ihren Lesern, kommentiert ironisch den Schreibvorgang. Der Netzroman in Fortsetzungen, ein Glossenwerk mit topaktuellen Anspielungen, ist auch insofern privat, als Jelinek das Zitieren daraus strengstens verboten hat. Nachlesen kann freilich jeder unter: [www.elfriedejelinek.com](http://www.elfriedejelinek.com).

helfen, die Jugend im toten Winkel soll sich aber auch eines Todesmarsches im Jahr 1945 erinnern, würdig, versteht sich.

Die Autorin „E.J.“ führt hier einen Dialog mit ihren Lesern, kommentiert ironisch den Schreibvorgang. Der Netzroman in Fortsetzungen, ein Glossenwerk mit topaktuellen Anspielungen, ist auch insofern privat, als Jelinek das Zitieren daraus strengstens verboten hat. Nachlesen kann freilich jeder unter: [www.elfriedejelinek.com](http://www.elfriedejelinek.com).

„Die Tradition des sprachbewussten, ja sprachverliebten Schreibens ist nach wie vor lebendig“



► **Dr. Daniela Strigl** ist Literaturwissenschaftlerin, Literaturkritikerin und Jurorin beim Ingeborg-Bachmann-Preis.